Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle
von
Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Christoph wußte jetzt gegen den Vorsatz seiner Braut nichts mehr einzuwenden, auch in seiner Seele waren Ahnungen erwacht, die ihn beunruhigten, er wünschte jetzt selbst Gewißheit zu erhalten.

Konnte er auch noch immer nicht glauben, daß Sir Arthur Wellesley der Bruder seiner Braut sein sollte, so lag dies doch auch nicht in der Unmöglichkeit; es sprach aber Manches dafür.

Er erbot sich, Therese zu begleiten, aber sie lehnte es ab; sie wollte allein dem Baronet gegenübertreten. Christoph sollte sie nur bis zum Gasthofe begleiten und auf der Straße ihre Rückkehr erwarten.

Der Chef der Firma Schmidt und Sohn hatte selbst einen Blick in das Wechsel-Copirbuch geworfen und dort wirklich den Namen „Baron von Poßnitz" gefunden.

Wie kam der Polizeirath dazu, eine Anweisung auf die englische Bank auszustellen, und zwar im Betrage von fünfhundert Pfund Sterling? Das war wirklich eine seltsame und verdächtige Geschichte!

Der alte Herr kam nicht aus dem Kopfschütteln heraus; in welchem Lichte er auch die Sache betrachten mochte, sie blieb immer verdächtig.

Er prüfte in seinen Büchern das Conto des Baronets, und der Schweiß der Aufregung trat ihm vor die Stirn, als er die langen Zahlenreihen sah.

Für achtzigtausend Thaler hatte er Wechsel an der Börse verkauft, und derselbe Betrag war dem Barone theils in baarem Gelde, theils in Werthpapieren ausgezahlt worden.

Wenn nun diese Wechsel am Verfalltage nicht honorirt würden? Die Verfalltage mehrerer Wechsel waren schon nahe, es mußte sich also bald entscheiden.

Aber das waren auch unbegründete Besorgnisse. Die Wechsel waren ja ausgestellt auf die bedeutendsten Bankhäuser und zum größten Theil von den letzteren acceptirt, man durfte also wohl mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie honorirt würden. Indeß, was half es, daß der alte Herr sich damit zu beruhigen suchte? Seine Besorgnisse wichen nicht, und je länger er ihnen nachhing, desto fester und tiefer wurzelten sie.

Wenn nun der Baronet ein Betrüger wäre?

Wohl sträubte der Kaufmann sich gegen diesen Gedanken, aber er erinnerte sich dabei auch so manches ähnlichen Falles, daß die Möglichkeit dieser beängstigenden Ahnung immer schärfer hervortrat.

Der alte Herr fand endlich keine Ruhe mehr; — er mußte Gewißheit haben, und er meinte er würde sie erhalten, wenn er über die verdächtige Anweisung des Barons von Poßnitz Aufschluß empfing.

Es war ein gewagter Schritt, das verkannte er nicht. Wenn der Baronet Kenntniß davon erhielt, so konnte ihn dies veranlassen, die Geschäftsverbindung sofort abzubrechen, er mußte ja in diesem Schritt Mißtrauen gegen sich entdecken.

Aber der Polizeirath war ja auch ein vernünftiger Mann, man mußte ihn bitten, Verschwiegenheit zu beobachten, dann konnte man unbesorgt sein.

Der Kaufmann trat, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ohne Verzug den Weg an. Im Begriff, das Haus zu verlassen, wurde ihm ein zierliches Briefchen übergeben: er erbrach das Couvert und fand in demselben die Verlobungskarte Sir Arthur Wellesley's.

Im ersten Augenblick wollte er umkehren; die Verlobung des Baronets mit der reichen Wittwe des Commerzienraths Berner war ja gewissermaßen eine Garantie für die Solidität dieses Mannes.

Aber wer konnte wissen, wie die Dinge lagen? Der alte Herr beschloß nach kurzem Ueberlegen, sein Vorhaben auszuführen.

Er suchte den Polizeirath in seinem Bureau auf und fand ihn in fieberhafter Aufregung, die sich schon in den ersten Worten documentirte.

„Was wollen Sie?" fuhr der Rath ihn barsch an. „Weshalb —— ah, Sie sind es, Herr Schmidt, verzeihen Sie, ich kannte sie im ersten Augenblick nicht. Was führt Sie hierher?"

„Sie sind erregt," sagte der Kaufmann ausweichend; „Vielleicht ist es Ihnen lieber, wenn ich zu einer anderen Zeit wiederkomme."

„Nein, bleiben Sie," erwiderte der Polizeirath, indem er dem alten Herrn einen Stuhl hinschob; „mir ist allerdings etwas Unangenehmes begegnet, aber das kommt jeden Tag vor. Also, was bringen Sie mir?"

„Ich muß in einer Angelegenheit mit Ihnen reden, die Sie und einen Dritten betrifft, und die Umstände zwingen mich zu der Bitte um strengste Verschwiegenheit."

„Wer ist dieser Dritte?"

„Sir Arthur Wellesley."

Der Polizeirath trat unwillkürlich zurück, sein Antlitz war kreideweiß geworden.

„Kommen Sie zur Sache," sagte er, während sein Blick unstät durch das Zimmer schweifte; „was haben Sie mir zu sagen?"

„Wollen Sie mir Verschwiegenheit geloben?"

„Ist das Bedingung?"

„Ja, allerdings. Es wäre mir zu unangenehm, wenn der Baronet erführe, was ich mit Ihnen besprochen habe."

„Nun denn, ich werde schweigen."

Der Kaufmann nickte befriedigt.

„Sie wissen vielleicht, daß ich mit Sir Wellesley in Geschäftsverbindung stehe," sagte er; „ich kaufte Actien und andere gute Werthpapiere für ihn und empfange die Deckung dafür in Wechseln auf Bankplätze. Nun habe ich unter den Wechseln, die der Baronet mir übergeben hat, eine Anweisung auf die Bank in London gefunden, die von Ihnen unterzeichnet ist und auf die Summe von fünfhundert Pfund Sterling lautet. Ich zweifle zwar nicht daran daß diese Anweisung prompt honorirt wird, aber —"

„Erlauben Sie, mein Herr, daß muß ein Irrthum sein," fiel der Polizeirath ihm in's Wort, „mir ist von einer solchen Anweisung nichts bekannt."

„Bitte, denken Sie darüber nach."

„Das ist ganz unnöthig; ich wiederhole Ihnen, ich habe niemals daran gedacht, eine Anweisung auf die englische Bank in London auszustellen; wie sollte ich auch dazu kommen? Ich bin nicht so reich, daß ich mit der Bank in Verbindung stehen könnte."

Der Kaufmann zog sein Portefeuille aus der Tasche, er konnte und wollte noch immer nicht glauben, daß jene Anweisung gefälscht sei; denn wenn dies der Fall war, dann durfte man die schlimmsten Befürchtungen hegen.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage," sagte er. „Ist diese Unterschrift ächt?"

Der Polizeirath blickte starr auf den Wechsel, den er dem Baronet gegeben hatte, seine Lippen zuckten krampfhaft und seine Stirn zog sich drohend in Falten.

„Wie kommen Sie zu diesem Schein?" fragte er.

„Sir Wellesley hat ihn mir gegeben."

Der Polizeirath strich mit dem Taschentuch über seine Stirn, von welcher der Schweiß niederfloß.

„Sir Wellesley ist ein Lump!" fuhr er heraus.

„Sie erkennen also die Unterschrift an?"

„Natürlich."

„Und die Anweisung auf die englische Bank?"

„Herr, davon weiß ich nichts! Lassen Sie mich in Ruhe!"

Der alte Herr blickte rathlos dem Baron nach, der stürmisch auf und nieder schritt, er fühlte sich selbst der Verzweiflung nahe.

„Wenn Sie nichts davon wissen, dann ist die Anweisung falsch," sagte er. „Oder giebt es noch einen Baron von Poßnitz?"

„Nein!"

„Aber mein Copirbuch beweist, daß jene Anweisung die Unterschrift des Barons von Poßnitz trägt —"

„Zum Henker, Herr, wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich nichts davon weiß?" fuhr der Baron zornig auf. „Ich sage Ihnen, dieser Engländer ist ein Lump, den ich zu allen Schandthaten fähig halte. Mir hat er auf Ehrenwort versprochen, diesen Wechsel bis zum Verfalltage in der Mappe zu behalten, und schon am nächsten Tage bricht er dieses Versprechen. Muß man einem solchen Menschen nicht Alles zutrauen? Mich soll's wahrhaftig nicht wundern, wenn er ein Betrüger ist."

„Du lieber Gott, dann wäre ich ruinirt!" seufzte der Kaufmann.

Der Polizeirath blieb stehen und sah den alten Herrn betroffen an, er schien erst jetzt die Tragweite eines solchen Betruges zu erkennen.

„Haben Sie denn für die Anweisung garantirt?" fragte er.

„Für diese allein? Für alle Wechsel, die durch meine Hände gegangen sind; ich vermittelte ja die Geschäfte, und der Vermittler ist immer zugleich Bürge. Wenn Sir Wellesley, wie Sie vermuthen und sogar behaupten, ein Betrüger ist, dann bin ich bankerott."

„Holla — ist es so schlimm?"

„Ja, Herr Baron, es ist so schlimm," sagte der alte Herr, nach Athem ringend. „Die Summe beträgt über achtzigtausend Thaler."

„Und Sie haben gar keine Deckung?"

„Nur diesen Wechsel!"

Der Polizeirath zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wolle, das sei auch keine Entschädigung.

„Wie gesagt," erwiderte er, „wenn jene Anweisung wirklich meinen Namen trägt, dann ist sie gefälscht, und Sie dürfen nicht darauf rechnen, daß sie honorirt wird. Suchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen, so lange Sir Wellesley noch hier ist; was mich betrifft, so will ich Ihnen gern dabei behülflich sein."

„O, Sir Wellesley wird so bald noch nicht abreisen."

„Wissen Sie das sicher?"

„Ich habe soeben seine Verlobungskarte erhalten, sehen Sie hier. Sie werden zugeben, daß unter diesen Umständen der Baronet jedenfalls gesonnen sein wird, noch einige Wochen hier zu bleiben."

Der Baron von Poßnitz blickte gedankenvoll die Karte an, die der Kaufmann ihm überreicht hatte.

„Es kann eine Finte sein," sagte er, „wer weiß das! Lassen wir uns nicht beirren, mein bester Herr, forschen wir der Sache gründlich nach. Ich werde auch mein Möglichstes versuchen, die Kohle liegt uns ja Beiden auf dem Fuße. Sie haben von mir Verschwiegenheit gefordert, ich verlange sie auch von Ihnen, und zwar über diesen Wechsel. Ob ich ihn honoriren werde, hängt von den Verhältnissen ab; ist der Baronet ein Betrüger, so bin ich um diese Summe beschwindelt worden."

„Sie haben durch Ihre Unterschrift die Schuld anerkannt."

„Das muß ich freilich zugeben; aber wenn ich beweisen kann, daß ich durch falsches Spiel um diese Summe betrogen worden bin, dann wird dieser Wechsel seine gesetzliche Gültigkeit verlieren."

Der Polizeirath warf nach diesen in Fieberhaft gesprochenen Worten einen Blick auf seine Uhr und nahm dann seinen Hut.

„Ich gehe nach Hause," fuhr er fort; „wenn Sie mich eine Strecke begleiten wollen, so wird es mir lieb sein."

„Ein Strecke weit gehe ich mit Ihnen."

„So kommen Sie. — Sehen Sie, wir müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen; wenn der Baronet ein Betrüger ist, dann hat er auch seine Spione, die uns beobachten, und sobald er von unserem Verdacht Kenntniß erhält, macht er sich aus dem Staube. Ich habe meine besonderen Gedanken über den Engländer; es ist möglich, daß ich mich irre, aber meine Vermuthung kann auch begründet sein. Ich werde das untersuchen."

Der Baron von Poßnitz war an einer Straßenecke stehen geblieben, er zog jetzt den Hut ab und schritt eilig von dannen.

Die Baronin hatte eben einen Brief an Sir Wellesley geschrieben, in welchem sie auf die Ereignisse des vorigen Abends zurückkam und sich bereit erklärte, ihn nach England zu begleiten. Sie stand im Begriff, diesen Brief, der schon adressirt war, zu siegeln, als der Polizeirath hastig eintrat.

Sie blickte entrüstet auf. Wie durfte er wagen, nach den Ereignissen des vorigen Abends ohne ihre Erlaubniß und ohne sich vorher anmelden zu lassen, in ihr Boudoir zu treten? Er las diese Entrüstung in ihrem Blick, ein höhnisches Lächeln glitt über sein rothes Gesicht.

„Ich bringe Ihnen zwei interessante Neuigkeiten, Madame," sagte er. „Die erste lautet, daß der Baronet Arthur Wellesley mit der Wittwe Berner verlobt ist —"

„Das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein!" rief die Baronin in leidenschaftlicher Erregung. „Wer Ihnen dies gesagt hat —"

„Madame, ich habe mit eigenen Augen die Verlobungskarte gesehen."

„Dann hätte ich sie auch schon."

„Vielleicht ist sie hier abgegeben worden, des Dienstpersonal ist in solchen Dingen immer nachlässig."

Die Baronin setzte die silberne Schelle, die vor ihr stand, stürmisch in Bewegung, im nächsten Augenblick trat ihre Zofe ein.

„Sind Briefe für mich abgegeben worden?" fragte sie.

„Nur dieser eine," erwiderte die Zofe, „er wurde soeben gebracht."

Hastig erbrach die Baronin das Siegel, sie zog die Karte aus dem Couvert, ein nur halb unterdrückter Schrei der Entrüstung entfuhr ihren Lippen.

Also war es doch Wahrheit! Er hatte sie betrogen, mit schönen Phrasen sie bethört, ihr in der Ferne eine strahlende Zukunft gezeigt und nunerkannte sie, daß sie vor einem Abgrunde stand, in den ein einziger Schritt sie hinunter stürzen konnte.

„Was sagen Sie nun, Madame?" fragte der Polizeirath boshaft. „Glauben Sie auch jetzt noch nicht an die Verlobung?"

Die Baronin fuhr aus ihrem Brüten auf.

„Ich muß wohl," erwiderte sie, indem sie die Karte hinwarf, „ich hatte das in der That nicht erwartet."

„Und ebenso wenig wird es Ihren eigenen Wünschen entsprechen, nicht wahr?"

„Meineu Wünschen? Was haben sie damit zu schaffen? Für mich ist Sir Wellesley ein Fremder."

„Sagen Sie das nicht," erwiderte der Baron, „ich glaube es Ihnen auch dann noch nicht, wenn Sie es mit einem Eide bekräftigen."

Er hatte einen Sessel neben ihren Sitz gerollt und sich niedergelassen, sein Blick ruhte fest auf dem Brief, welcher vor ihr lag.

Es war der Blick eines Habichts, aber die Baronin sah ihn nicht, sie schien überhaupt den an Sir Wellesley adressirten Brief vergessen zu haben.

„Ich habe noch eine andere Nachricht für Sie," sagte der Polizeirath. „vielleicht wird diese Sie nicht so sehr überraschen. Ihr ehemaliger Bräutigam, der sich vor einigen Monaten aus dem Staube machte, um sich der Polizei-Aufsicht zu entziehen, soll hierher zurückgekehrt sein."

„Das ist mir gleichgültig," erwiderte die Baronin achselzuckend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein italienisches Christusdrama.

Vor vierzehn Tagen brachte mir ein lieber italienischer Freund ein kleines Büchlein in gelbem Umschlage, auf dessen Vorderseite das Bildniß Jesu Christi in Farbendruck prangt. Merkwürdiger sieht die Rückseite aus, denn hier stehen die inhaltsschweren Worte: Volksausgabe, Preis: fünfundzwanzig Centesimi, Auflage: fünfzigtausend Exemplare. Das reizte meine Neugier. Daß ein Dichter Christus zum Helden eines Stückes wählt, hat nichts Auffallendes. Aber daß ein Buchdrama, statt in den Magazinen der Buchhändler zu verstauben, in fünfzigtausen Abzügen zu dem Spottpreise von zehn Neukreuzern unter das Volk dringt, daß es Auflage über Auflage erlebt und von einem Ende Italiens bis zum andern gelesen wird — dieser Erfolg ist in der That überraschend und mag wohl als Grund gelten, sich mit dem Drama zu beschäftigen.

Sein Verfasser heißt Felice Govean — ein in der italienischen Literatur wohlbekannter Name. Im Vorworte erzählt er kurz die Geschichte seines Dramas. Sie erklärt theilweise dessen ungeheure Verbreitung, denn Papst Pius IX. selbst hat für die beste Reclame gesorgt.

Der Dichter reichte das Stück, nachdem er es vollendet, dem Director Bellotti-Bon in Mailand ein, der es sofort mit großen Kosten in Scene setzte. Der Präfect las und billigte es, aber auf die Ankündigung der Aufführung hin erhob ein ultramontanes Journal großes Wehegeschrei. Dem Präfecten ward bang ob seiner Freisinnigkeit, und er schickte das Manuscript nach Rom an Minister Lanza, der damals noch das Portefeuille des Innern trug. Lanza verbot die Aufführung — Dichter und Director hatten das Nachsehen.

Einige Wochen später pilgerten zwei Deputationen von Mailand nach Rom: die eine von dem Ambrosius-Verein katholischer Jünglinge, die andere von der „Frommen Gesellschaft katholischer Frauen" gesendet. Sie überreichten dem Papste ein Album mit siebentausendzweihundert Unterschriften, neunzehnhundertzweiundsiebzig Lire und folgendem Motto: „Zur Sühne für die Beleidigungen, welche das gottlose Drama von Govean Jesus Christus, dem Erlöser der Welt, zugefügt — die Katholiken Mailands." Pius IX. nahm huldvollst die vielen Unterschriften und das Bischen Geld entgegen und sagte in seiner Dankrede: „Der Schutz des heiligen Ambrosius hat es mehr als irgend eine menschliche Macht verhindert, daß dies Drama in Mailand aufgeführt würde."

Nun wollte ganz Italien das „gottlose" Stück lesen, das den heiligen Ambrosius zu einer Unterredung mit Minister Lanza bemüht haben sollte. Der Erfolg konnte nicht mehr zweifelhaft sein, wenn auch manche Leser, die beißende Satyre oder ausgelassenen Spott erwarteten, etwas enttäuscht werden mochten. Govean's Drama ist mit ebenso viel Würde als Pietät geschrieben; die Gestalt Christi erscheint in wunderbarer Verklärung, fast alle Worte, die ihn der Dichter sprechen läßt, sind mit größter Sorgsalt und Gewissenhaftigkeit aus der Bibel genommen, und das frömmste Herz wird keinen Anstoß an dem Stücke nehmen können. Dennoch ist die Wuth der Untramontanen gegen den Dichter sehr begreiflich, denn ihnen gilt die Spitze seines Werkes, welches er der italienischen Jugend, der „Bürgschaft der Zukunft," widmete.

Der erste Act spielt im Hause der Maria Magdalena. Die schöne Sünderin ist in großem Style aufgefaßt. Sie besitzt große Reichthümer, hält Taubenpost und eigene Couriere, liest Plato's „Phädon" und empfängt nur vornehme Besuche. Pontius Pilatus macht ihr den Hof, ebenso der Hohepriester Kaiphas. Letzterer führt sich mit den Worten ein: „Ich komme nicht mit weltlichen Absichten, sondern aus religiösen Beweggründen." Welcher Art diese sind, erfahren wir sogleich aus dem Munde des römischen Statthalters, der ein arger Spötter ist. Der fromme Kaiphas schröpft die freigebige Magdalena, und die funkelnden Goldstücke neuester Prägung, welche sie ihm für die Armen schenkt, verspielt er an Pilatus. Als dieser ihm lachend seine Schlechtigkeit vorhält, sagt er mit Würde: „Man muß die Handlungen des Privatmannes von den heiligen Grundsätzen des Glaubens trennen." Magdalena erscheint, strahlend in Schönheit und Pracht, aber sie ist melancholisch, müde und gelangweilt. Um sie zu zerstreuen, erzählt ihr Pilatus von dem Sohn des Zimmermannes, von seinen sanften, milden Lehren, von den Heilungen, die er vollbringt, von dem unwiderstehlichen Zauber, den er auf das arme Volk, auf Frauen und Kinder ausübt; er schildert die Scene, wie die Ehebrecherin vor dem Nazarener stand und dieser sprach: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Magdalena lauscht im Innersten erschüttert, und als sie wieder allein ist, als Pontius mit Kaiphas fortgegangen, „damit das Volk sich erbaue, wenn es Schwert und Rauchfaß beisammen sieht," ruft sie ihre Sklavinnen zusammen, gibt ihnen die Freiheit, verschenkt ihren Schmuck und geht, um Jesus aufzusuchen.

Der zweite Act beginnt mit einer lebhaften, echt italienisch gehaltenen Volksscene. Alle möglichen Händler und Verkäufer schreien durch einander. Magdalena und Claudia Procula, die Gattin des Pilatus, kommen verkleidet, um Jesus predigen zu hören; ebenso Kaiphas, der sich sofort an Judas macht und mit diesem zischelt. Jesus erscheint und spricht zu der Menge. Seine Rede ist aus den schönsten, dem Gefühle wohlthuendsten Stellen der Evangelien zusammengesetzt. Magdalena kniet nieder und küßt den Saum seines Gewandes; Jesus wendet sich zu ihr und sagt die bekannten, wunderbar tiefsinnigen Worte: „Dir wird viel vergeben werden, denn du hast viel geliebt." Zuletzt führt ihm der Centurio Longinus, dessen Veteranenherz bei dem Anblicke des begeisterten Mannes wie Wachs schmilzt, den Blinden vor. Das Volk schreit: „Wirke ein Wunder!" Jesus erwidert: Kein Wunder, sondern eine Heilung wird des Menschen Sohn versuchen," und mit einer Lanzette, die ihm Johannes reicht, sticht er dem Blinden den Staar. Unter grenzenlosem Jubel der Massen fällt der Vorhang.

Der dritte Act bringt die Versuchung. Einsam und verlassen sitzt Jesus auf dem Berge und hält einen in seiner rührenden Einfachheit ergreifenden Monolog. Dann naht der Versucher — natürlich nicht Satan, sondern der greise Hohepriester Annas. Er will Jesus für die Zwecke der Priesterschaft gewinnen; er stellt ihm erst die Nachfolge in seinem Amte in Aussicht, dann die weltliche Herrschaft über Judäa. „Höre mich, Sohn der Maria," sagt der jüdische Jesuit, „ganz Asien verabscheut die römischen Unterdrücker. Die Völker knirschen, und ein Funke genügt, um den Riesenbrand zu entfachen, den unsere Hand längst vorbereitet hat." Dann führt er Jesus an den Abhang und zeigt ihm die üppigen Fluren, die reichen Städte Judäas. „Sei mein, und Alles, was du siehst, will ich dir geben. Sei mein, und ich will dein Haupt mit der Salbe der Könige bestreichen! Sei mein — und man wird hinter dem Vorhange des Tempels die gewaltige Stimme des Herrn hören, welche dich als den Gesalbten, den Erlöser, den König Israels begrüßt." Voll Hoheit weist Jesus das Pfaffengezücht zurück, und wuthschnaubend stürmen die Priester von dannen, um ihn zu verderben. Jesus weiß, daß ihre Rache ihn ereilen wird; er nimmt Abschied von der schluchzenden Magdalena. „Engel des Himmels," ruft er, „sammelt ihre Thränen und tragt sie durch die reinsten Sterne zu meinem Vater hinauf."

Der vierte Act, dramatisch der bewegteste, spielt im Gerichtssaale des Pilatus. Die Priester fordern den Tod des Nazareners; sie haben das Volk mit Geld bestochen und schildern Jesus als einen politischen Verbrecher, als Aufwiegler und Empörer. Pilatus, von den Bitten Magdalena's und seiner Gattin gerührt, will Jesus begnädigen, aber der Pöbel verlangt die Kreuzigung. „Wäre er ein römischer Bürger," seufzt Pilatus, „so könnte ich ihn retten;" dann schleudert er verachtungsvoll dem blutlechzenden Haufen den Fluch zu: „Sein Blut komme über euch!" Vorher aber gibt er noch den Befehl, zwei fanatische Anhänger des Täufers, Leontius und Carinus, die man längst todt geglaubt, aus dem Kerker zu entlassen.

Die Gefahr, am Schlusse in die Bahn des mittelalterlichen Passionsspiels zu gerathen, hat Govean sehr geschickt vermieden. In einer elenden Hütte am Fuße Golgathas haben sich die Jünger ängstlich zusammengedrängt; Maria Magdalena kommt, um das Entsetzliche zu berichten. Mit herbem Hohne wirft sie ihnen ihre Feigheit vor. "Wo wart ihr, starke Männer, als er dreimal unter dem Kreuze zusammenbrach? Wo wart ihr, als ich den Schlag des Hammers hörte, der vier Nägel, einen nach dem andern, einschlug?" Johannes ist aufgelöst in Schmerz. „Weint, meine Augen," klagt er, „weint um den verlorenen Meister." Petrus aber erhebt sich und faßt den erschütternden Augenblick praktisch auf. „Zerstreuen wir uns über die Länder," meint er, „verkünden wir den Völkern seine Lehre, lassen wir sein Reich wieder aufleben. Werden wir Anhänger, werden wir Legion und wir werden mächtig sein! Sein Tod wird gerächt sein, und wir werden in seinem Namen die Erde beherrschen." „Land gegen Land, Volk gegen Volk!" murmeln Leontius und Carinus. Magdalena fährt erschreckt empor, und von ihren Lippen klingen die vernichtenden Schlußworte: „O Petrus, wenn ihr jetzt, da er kaum todt ist, schon seine Worte fälscht — was werdet ihr nicht später thun?"

Diese letzten Zeilen und einige schmerzliche Klagen, die Jesus selbst über seine Jünger ausstößt — sie haben die Ultramontanen zum Grimm gereizt. Die würdige, man kann wohl sagen fromme Auffassung Christi in dem Drama vermochte sie nicht zu entwaffnen. Für diese Partei ist er nichts, die Kirche Alles. Der ideale Gehalt ihres eigenen Glaubens gilt ihr wenig im Vergleiche mit der Herrschaft, nach der sie strebt. Daher wüthet sie gegen Dichtungen, wie das Stück Govean's, verdammt und verflucht den Verfasser, obwohl dieser keineswegs ein kühler Nationalist, sondern eine schwärmerische Seele ist. Nicht der Geist unseres Strauß, sondern die Anschauung Renan's hat Govean geleitet. In dem Drama waltet jene mystisch-demokratische Stimmung die einst den jungen Mazzini erfüllte und ihm das Losungswort eingab: „Gott und das Volk!"

Die italienische Regierung hat, als sie die Aufführung des Stückes verbot, einen Beweis schwachherziger Aengstlichkeit gegeben. Sie hat zwar eine entschiedene Vorliebe für Kirchen- und Klostergüter, aber sie sucht mit der linken Hand stets die Wunden zu heilen, die sie mit der rechten schlägt. Es scheint, sie will sich damit eine gewisse Anerkennung von Seite der Kirche sichern, und sie verrechnet sich dabei sehr schlimm. Dank vom Vatican! Wer hat ihn je erhalten, der auch nur den Finger gegen Rom erhob? Die Curie kennt nur Knechte und Feinde; für die Einen hat sie den Segen, für die Anderen den Fluch bereit. Keine Liebesdienste und Aufmerksamkeiten lassen sie kalt, sie weiß, daß es sich jetzt um den Entscheidungskampf handelt. Das Unglück hat ihr den Muth nicht genommen; auch heute noch ertönt ihr alter Schlachtruf: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich!" Zarte Rücksichten gegen Rom sind daher übel angebracht, zumal in einem Lande, dessen politische Wiedergeburt allen Frommen ein Aergerniß ist, in einem Lande wo Patriotismus und Pfaffenfeindschaft vollkommen gleiche Begriffe geworden sind. Für die Strömung der Geister in Italien sprechen die fünfzigtausend Exemplare, in denen Govean's Werk Zugang zum Herzen seines Volkes gefunden.

Karl v. Thaler.

Das Schuldbuch.

In einem kleinen Städtchen Hinterpommerns lebte der pensionirte Major Heinzius, ein seiner Freundlichkeit und immer guten Laune wegen allgemein beliebter alter Haudegen. Zu seinem eigenen und vieler Anderer Leidwesen war er aber eine verkörperte Illustration des Sprüchwortes: „Er hat Schulden wie ein Major." Traf es sich, und in einer langen Reihe von Jahren war der Fall nicht oft vorgekommen, daß seine Kasse einen unerwarteten Zuschuß erhielt, so lud der Major gewiß den ganzen Kreis seiner Freunde zu einem splendiden Frühstück ein, und nach manchen Wochen ward dann noch im Städtchen von Delikatessen gesprochen, wie sie nur selten das dortige Weichbild überschritten. Konnte der Major helfen, so hatte er stets eine offene Hand, — freilich ein wenig geeignetes Heilmittel für seine immer mehr an Auszehrung leidenden Vermögensverhältnisse. So war es denn gekommen, daß „unser Major", wie er meistens genannt wurde, der in allen andern Dingen die Pünktlichkeit selbst war, mit der Bezahlung seiner Rechnungen immer mehr in Rückstand kam, und sein Bursche mußte allerhand Kniffe anwenden, um zudringlichen Gläubigen den Zutritt zu wehren. Immer aber wollte der guten Seele dies doch nicht gelingen, und so kam es, daß der Schneidermeister Drillhaus eines Morgens zum Major ins Zimmer trat, mit der festen Absicht, dasselbe ohne Bezahlung nicht wieder zu verlassen. „Guten Morgen," redete ihn Heinzius freundlich an, „freut mich, Sie mal wiederzusehen, habe aber leider keine Bestellung für Sie."

„Deßwegen komme ich auch nicht," erwiderte der Meister Drillhaus, „aber der Herr Major werden wissen, daß noch immer der alte Rest —"

„Ei, wie sollte ich nicht! Alles pünktlichst notirt, wie es bei mir üblich. Seien Sie wegen dieser Kleinigkeit ganz außer Sorgen!"

„Zweifle gar nicht daran," begann der Schneider von neuem, diesmal aber in ziemlich heftigem Ton, denn dieselbe Redensart traf nicht zum ersten Male sein Ohr, „Herr Major, ich muß mein Geld haben und zwar sogleich. Haben Sie mich verstanden?"

„Verstehe Sie sehr gut, auch ohne daß Sie nöthig haben, so zu schreien und zudringlich zu werden. Da ich aber weiß, daß Sie ein braver und ordentlicher Mann sind, so sollen Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

Bei diesen Worten langte der Major einen ziemlich starken Folioband aus seinem Schreibtische und legte ihn mit den Worten:

„Hier überzeugen Sie sich selbst" vor den Meister hin. In diesem Buche waren sämmtliche unbezahlte Rechnungen chronologisch und kalligraphisch schön eingetragen. Eine Eigenthümlichkeit des verhängnißvollen Bandes war aber, daß er drei Abtheilungen hatte, deren jede mit einem Titelblatte geschmückt, den Inhalt in folgenden Worten trug:

„Erste Abtheilung: Verzeichniß derjenigen meiner Gläubiger, welche bei meinen Lebzeiten vielleicht etwas bekommen.

Zweite Abtheilung: Verzeichniß derjenigen meiner Gläubiger, welche nach meinem Tode vielleicht etwas bekommen.

Dritte Abtheilung: Verzeichniß derjenigen meiner Gläubiger, welche auf keinen Fall etwas bekommen."

„Sehen Sie," begann der Major, als der Meister die Durchsicht beendet hatte, „hier steht ganz deutlich, Fol. 8: Meister Drillhaus 26 Thlr. 10½ Sgr., und wohlgemerkt in der ersten Abtheilung. Das aber sage ich Ihnen, wenn Sie durch ungebührliches Betragen sich einer solchen Auszeichnung als unwürdig erweisen, so versetze ich Sie, wie ich es schon bei Manchem gethan habe, in eine andere Klasse. Hüten Sie sich und damit Gott befohlen." Ehe der verblüffte Meister ein Wort der Entgegnung fand, war er bereits mit fester und sicherer Hand zur Thür hinausgeschoben.

Eine mit Pulver geladene Visite.

Der Bankier W., der erste ungarische Industrielle, welcher bewies, daß man auch bei uns reich werden könne, wenn man Verstand, Unternehmungsgeist und noch dazu Glück hat, lebte in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu dem damaligen ersten Vicegespan des Pester Comitates P. N....y. Unter Anderem war P. N....y der Taufpathe des Bankiers. Allerdings war das Taufkind fünfzig, der Taufpathe aber nur dreißig Jahre alt; allein diese Situation wird sogleich durch den Umstand erklärlich, daß der Bankier bis zu seinem fünfzigsten Jahre Anhänger des mosaischen Glaubens, ja sogar ein eifriger und ansehnlicher Vorstand dieser Glaubensgemeinde war.

Eines Morgens besuchte W. den Vicegespan und sprach zu ihm:

„Ich bitte Sie mein Taufpathe zu sein; Ich will Calviner werden."

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, antwortete P. N....y; aber warum gerade Calviner?

Das will ich Ihnen erklären sagte der Bankier, „die Sache steht so: Das Aerar hat soeben den Pacht für die Kameralgüter im Banat ausgeschrieben. Für die Concurrenz ist nur eine dreitägige Frist gesetzt, offenbar aus dem Grunde, damit dieser Pacht das Monopol der Wiener Bankiers bleibe. Ich will ihnen diesen Bissen wegschnappen durch ein so hohes Offert, von welchem sie sich nichts träumen lassen. Das Geschäft wird noch immer ein sehr gutes sein. Allein es können nur Christen concurriren. Um zu siegen, muß ich mich also taufen lassen.

Bei den Protestanten und Katholiken nun muß ich mich erst vorher im Glauben unterweisen lassen und das dauert wenigstens 4 Wochen, so daß ich zur Offertverhandlung zu spät komme. Bei den Calvinern kann ich noch heute übertreten, morgen nach Wien reisen und übermorgen habe ich den Pacht von der Kammer. Meinen Sohn will ich dann schon katholisch taufen lassen; der hat Zeit dazu.

So wurde P. N....y der Taufpathe W's., Calviner, sein Sohn Katholik, während die Tochter den Glauben ihres Vaters beibehielt.

Es war das ein wunderschönes Mädchen, das Prototyp einer Sulamith, dieser idealen Gestalt aus dem Liede der Lieder und P. N....y war selber ein großer Bewunderer ihrer Reize. Der Bankier war auch geneigt gewesen, dem Vicegespan seine Tochter zu geben; er meinte, das wäre keine schlechte Partie. Aber P. N....y hatte schärfere Augen. Bei seinen Besuchen im Hause des Bankiers merkte er, daß die Strahlen aus den schönen schwarzen Augen des Fräuleins bereits einen anderen Planeten erleuchteten, den Herrn Max Z., einen schwärmerischen, dunkelgelockten Jüngling, und P. N....y wollte zwischen diesen Beiden keine Sonnenfinsterniß herbeiführen.

Max Z. war Buchhalter im Bureau des Bankiers, ein tüchtiger, fleißiger, verständiger junger Mann von tadellosem Lebenswandel; ein alter, treuer Beamter, welcher den ganzen Tag über im Bureau neben dem Privatarbeitszimmer seines Chefs arbeitete. Die ganze Familie hielt ihn in Ehren, er hatte für die schönen schwarzen Augen nicht zu unterschätzende Chancen.

Eines Morgens stürzte der Bankier beim Vicegespan P. N....y plötzlich zur Thüre herein.

Er kam unbedeckten Hauptes, blos mit dem Hausrocke angethan, der nicht einmal zugeknüpft war, die Schleife der Halsbinde befand sich hinten am Halswirbel, die Füße steckten in den Hauspantoffeln, er war kaum im Stande ein Wort hervorzubringen, so hatte ihm das Laufen den Athem verschlagen.

Als er mit großer Anstrengung so weit sich erholt hatte, um zusammenhängende Worte hervorstoßen zu können, da erfuhr P. N....y von ihm, was ihm eigentlich passirt sei.

In den frühesten Morgenstunden hatte den Bankier ein alter Bekannter besucht, mit dem er stets in Geschäftsverbindung stand; der Advokat des reichen Banater Grundbesitzers Cs—cs. Er war in einer wichtigen und dringenden Angelegenheit zu ihm gekommen.

Der Bankier hieß ihn in dem vor ihm stehenden Fauteuil Platz nehmen, so daß der Schreibtisch zwischen ihm und dem Gaste blieb.

Diese Vorsicht pflegte er seit der Zeit anzuwenden, seit ein Baron H. n. k. r ihm einen auf zwanzigtausend Gulden laufenden Wechsel aus der Hand gerissen und — verschluckt hatte.

Er bat den Advokaten, die dringende und wichtige Angelegenheit vorzubringen.

Der Advokat sprach kurz gefaßt:

„Mein Herr. Mein Vorgesetzter vertraute mir gestern zwanzigtausend Gulden an, und die habe ich heute Nacht im Kartenspiele verloren. Wenn ich diese Summe nicht heute beschaffen kann, bin ich vernichtet."

Nun, das ist wirklich eine sehr wichtige und bringende Angelegenheit für Sie, antwortete kalt und phlegmatisch der Bankier.

„Ich kann daher nichts Anderes beginnen, schenken Sie mir sofort zwanzigtausend Gulden oder — ich erschieße mich vor Ihren Augen."

Und bei diesen Worten ließ er aus den weiten Aermeln seines Mantels eine Pistole mit gespanntem Hahn in seine Hand gleiten. Auch der Bankier hatte zur Vertheidigung gegen etwaige meuchlerische Angriffe ein Paar Pistolen auf dem Tische liegen.

Aber in diesem Falle drohte der Angreifer ja nur mit seinem eigenen Selbstmord. Der Bankier antwortete kalten Blutes:

„Für mich ist diese Angelegenheit weder dringend, noch wichtig."

„Aber sehr wichtig," sprach lächelnd mit Galgenhumor der Advokat, Gilet und Hemd plötzlich aufreißend.

„Denn sehen Sie her: hier habe ich auf meiner Brust gebunden fünfzehn Pfund Schießpulver, ich schieße in dasselbe hinein und dann klebt es uns Beide an die Wand."

Der Bankier fühlte, wie ihm das Blut in den Adern gerann, als er hörte, wie das Schießpulver auf der Brust des gefährlichen Besuchers aus dem oberen Papiere in das untere rieselte.

„Nun, mein Herr," sprach der Advokat, die Pistole auf die Brust setzend. „Geben Sie die lumpigen zwanzigtausend Gulden her, oder wollen Sie mit mir zusammen steigen?"

Auf der Stirne des Bankiers perlte der Todesschweiß der Furcht.

In diesem gefährlichen Momente ergreift plötzlich eine Hand die Pistole in der Hand des Advokaten von hinten und entwindet sie ihm, bevor er sie abfeuern konnte.

Es war dies der treue Buchhalter, der durch die halb offene Thür der Schreibstube dem geheimnißvollen Besucher nachspähte und als er die niederträchtige Absicht desselben gewahrte, hinter seinen Rücken schlich und ihn geschickt entwaffnete.

Treue und Muth machten den phantastischen blassen Jüngling zum Löwen. Nach hartem Kampfe gelang es ihm, mit Hülfe seines Prinzipals den bösen Besucher zu Boden zu drücken und dann in den großen Fußboden-Teppich derart einzuwickeln, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Da lief hernach der alte Bankier mit bloßem Haupte, im Schlafrock und Pantoffeln in's Comitatshaus zu P. N....y, um Hülfe zu verlangen.

P. N....y begab sich mit seinen handfesten Leuten sofort in das Bankhaus, trug ihnen die Bewachung des gefesselten Missethäters auf und nachdem er die Voruntersuchung vollzogen hatte, blieb er noch zu einer kurzen Begrüßung beim Bankier.

Die ganze Familie war beisammen. Jedes dankte dem Himmel für die glückliche Errettung und pries das muthige und entschieden heldenhafte Auftreten des jungen Buchhalters im Augenblick der Gefahr.

Der alte Bankier selbst war ebenfalls gerührt, in seinen Augen glänzten Thränen.

Die Hoffnungen unseres Max entfalteten sich jetzt zu üppiger Blüthe. Jetzt ist der Augenblick da, um Alles zu wagen. Jetzt ist er dem Unerreichbaren nahe gekommen: die schönen schwarzen Augen strahlen ihm so aufmunternd entgegen. Er ist der Held des Tages.

„Mein Sohn," sagte der Bankier mit zitternder Stimme zu dem Jüngling, „Du warst heute ein wackerer Mann, Du hast mir Leben und Vermögen gerettet, ich will Dich dafür belohnen, komm' her zu mir."

Mit schwankenden Schritten trat der junge Mann auf ihn zu, seine Kniee zitterten; der Bankier streckte ihm die Hand entgegen, er ließ sich auf die Kniee nieder und küßte diese Hand, in welcher für ihn eine — Fünfgulden-Note lag.

Das war die Belohnung.

Max Z. wanderte bald nach Amerika aus, daselbst „machte er in Tabak" zehn Jahre lang, dann kehrte er mit einer halben Million zurück. Noch immer liebte er die schöne Sulamith und beeilte sich, sie aufzusuchen.

Diese aber war schon längst verheirathet, hatte fünf Kinder und wog einen Centner vierundachtzig Pfund — ohne Schmuß.

Ein Original.

Der alte Schadow war nicht nur ein genialer Bildhauer, sondern durch und durch eine eigenthümliche originelle Erscheinung, eine echte Volksfigur, wie er ja selbst aus dem Volke hervorgegangen. Sein Vater der ehrliche Schneidermeister Hans Schadow in dem märkischen Dorfe Saalow, hatte den Knaben Gottfried für seine Profession bestimmt, also gewissermaßen auch zum plastischen Künstler; aber der talentvolle Künstler zog es doch vor, statt ein unbekanntes Schneiderlein ein berühmter Bildhauer auf eigene Faust zu werden. Das wurde ihm nicht leicht gemacht, und er hatte mit Armuth, Noth und allerlei Hindernissen zu kämpfen, die er jedoch mit seiner zähen, märkischen Natur glücklich überwand, indem er es sogar zum Direktor der Berliner Akademie brachte. In dieser einflußreichen Stellung blieb er stets den Gewohnheiten und Erinnerungen seiner Jugend treu; selbst die Sprache des großen Meisters war der echte märkische oder Berliner Dialekt. Der „Alte" wie er allgemein von seinen Schülern genannt wurde, war eine imposante, breitschulterige Gestalt, als wäre er aus Eichenholz geschnitzt, fest und hart voll Knorren, aber dabei auch voll Humor und gemüthlicher Laune. Ohne Rücksicht auf seine akademische Würde zu nehmen, fragte er wohl zum Entsetzen der anwesenden Professoren einen Zögling der Zeichenschule, ob seine Mutter nicht bald wieder Käsekuchen backen werde, der ihm so vorzüglich geschmeckt, sie möge ja dann nicht vergessen, ihm eine Probe ihrer Kunst zu schicken. Auch genirte er sich nicht, seine niedere Geburt bei mehr als einer Gelegenheit zu erwähnen, und während er mit fester Hand einem Schüler die verfehlte Zeichnung verbesserte und die Punkte durch sicher gezogene Linien mit einander verband, pflegte er gewöhnlich hinzuzusetzen: „Det hab' ick von meinem Vater, det war'n Schneider." Gegen Anmaßungen und Dünkel kehrte er seine gemüthlichen Grobheiten ohne Ansehen der Person heraus. Von einem bekannten Professor der trotz seines Titels ein mittelmäßiger Künstler war, sagte Schadow: „Der Herr Professor hat sich mit andern schlechten Angewohnheiten auch det Malen angewöhnt." — Als ein junger Offizier, der sein Schüler werden wollte, dazu bemerkte, daß er nur aus Liebhaberei das Malen treibe, sagte ihm der Alte trocken: „Na, dann bleiben Sie man lieber bei Ihre Mädchen." Wenn ein Schüler etwa auf eine unbedeutende Arbeit stolz war und überhaupt eine ungerechtfertigte Eitelkeit verrieth, fragte ihn wohl der Alte mit ironischem Schmunzeln: „Haste det alleene gemacht?" Gab der Jüngling hierauf die Versicherung, daß dies der Fall sei, so fragte Schadow wohl noch einmal mit besonderem Nachdruck: „Wirkling, ganz alleene?" worauf der Gefragte fast beleidigt, oder wohl auch aufgeblasen erwiderte: „Ja wohl, Herr Direktor." Dann verzog der alte sein Gesicht und zuckte halb mitleidig halb verächtlich mit den Achseln, indem er hinzusetzte: „Na, det is jut, Du kannst — Töpfer werden." — Diesen Humor zeigte er bei den verschiedensten Gelegenheiten und selbst da, wo leicht ein Anderer die Geduld verloren hätte. Eines seiner Lieblingswerke war das Modell zweier Grazien, welches er in grüner Wachsmasse ausgeführt hatte; ein kleines Meisterwerk, das die Bewunderung aller Künstler und Kunstfreunde erregte. Durch Unvorsichtigkeit war das Modell während des Winters in die Nähe des Ofens gekommen, wodurch an der Oberfläche der einzelnen Figuren sich allerlei Rauhigkeit, Pickeln und Blasen gebildet hatten. Ein Bekannter erbot sich, mit Hülfe von Aether oder Naphta die frühere Schönheit des Kunstwerkes wieder herzustellen, wozu Schadow, wenn auch mit Widerstreben, seine Einwilligung gab. Nach einiger Zeit erhielt er seine Grazien zurück, zwar mit glatter Haut, aber auch mit Verlust ihrer plastischen Vorzüge, die mit dem Aether fortgegangen waren. Musternd betrachtete der Alte seine so ruinirte Lieblingsgruppe worauf er an den erwartungsvoll dastehenden Grazienzerstörer schmunzelnd die Worte richte „Die Pickeln sind weg, aber die Pelle ooch." —

Unzählige Anekdoten und Erzählungen von dem Alten coursiren noch und charakterisiren den originellen Mann. Er liebte niche lange Reden und haßte alle Phrasen, indem er durch sein eigenes Beispiel den Beweis lieferte, wie wenig es der Worte zur Verständigung bedarf. Auf einer Reise nach Rußland über Schweden, fand Schadow an der Grenzstation Kymen einen ehemaligen russischen Corporal als Posthalter. Schadow, der bitterlich fror und außerdem nichts gegessen hatte, verstand kein Wort russisch, redete aber nichtsdestoweniger seinen Wirth mit den Worten: Tottleben, Zernitscheff, Zarewna an, worauf der Posthalter entzückt antwortete: Ziehen, Belling, Friedericus Rex. Schnell war Freundschaft geschlossen, man schüttelte sich die Hände und der Russe tischte an Speisen und Getränken auf, was Schadow nur wünschen konnte. — Wie der Alte gegen Collegen und Schüler kein Blatt vor den Mund nahm, so behauptete er den Großen der Welt gegenüber seine Offenheit und seinen Freimuth. Als die Friedensklasse des Ordens pour le merite gestiftet wurde, begab sich der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. selbst in die Wohnung des berühmten Meisters, um ihm den Orden zu überreichen. „Lieber Schadow," sagte der freundliche Fürst bei Oden dieser Gelegenheit, ich bringe Ihnen hier den pour le merite." — „Ach, Majestät," erwiderte der Alte, „wat soll ick alter Mann mit'n Orden?" — „Aber, lieber Schadow, ich selbst —„ — „Gut, gut! ick nehme ihn, aber ene Bedingung, Majestät — wenn ick dod bin, muß en mein Willem kriegen." Der König lachte und bewilligte die seltsame Bitte, indem er den Sohn Schadow's, der Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf war, in das Ordensstatut verzeichnen ließ und mit eigener Hand hinzufügte, daß nach dem Tode des Alten der Orden auf den nicht minder verdienstvollen Sohn übergehen solle. — Das schönste Andenken aber das der Alte zurückgelassen, sind die Statuen des alten Dessauers und Ziethens, die früher auf dem Wilhelmsplatze standen und jetzt leider durch mittelmäßige Copien in Erz ersetzt worden sind. Diese Standbilder und das Denkmal für den Grafen Merk in der Dorotheenkirche zählen zu den herrlichsten Schöpfungen des Meisters, der die Bildhauerkunst im volksthümlichen Geiste aufgefaßt und für Rauch sowie für die ganze modernrealistische Schule der Gegenwart den einzigen richtigen Weg gebnet und gewiesen hat.

Raspail vor Gericht.

Jetzt steht er wieder vor Gericht, schreibt ein Feuilletonist des „Pester Lloyd": Achtzig Jahre alt und mit ihm sein Sohn, Beide der Aufreizung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit beschuldigt. Wenn dieser Greis etwas mehr Lebensweisheit besessen hätte, er wäre heute vielleicht Kardinal-Erzbischof von Paris und sein Sohn — doch Pardon, dann hätte er ja gar keinen Sohn. Wie der weiße Demokrat dastand, elegant gekleidet wie ein Boulevardier, ruhig mit seinem Lorgnon spielend, das Haar kokett in der Mitte getheilt, den Bart wohl gepflegt, die Wangen rosig frisch, das Aussehen eines Glücklichen, da fühlte ich mich wieder gedrängt ein Bischen seine Geschichte durchzublättern. Da haben Sie diese Geschichte. Der Mann ist geboren am 14. Januar 1794! Seine Erziehung verdankte er den Jesuiten. Zu vierzehn Jahren brachte man ihn in's Seminar. Zu 15 Jahren trug er den großen Preis für Logik davon. Zu 17 Jahren war er in demselben Seminar Professor der Philosophie. Damit man den kleinen Professor unter dem Katheder hervorsehe, mußte man ihm einen Schemel unter die kleinen Füße stellen. Der Kardinal-Erzbischof von Paris, Sibour, und eine Anzahl andere Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Professoren verfolgten alle seine Vorträge. Der Knabe hatte ein veritables Parterre von Kirchenfürsten. Eine seiner Reden wurde dem großen Napoleon präsentirt und dieser meinte: „Hüten Sie sich vor dem jungen Manne, der wird es noch weit bringen." — Da mit einem Male regt sich der Zweifel bei dem jungen Professor, er verläßt sein Seminar, seinen Bischof und seine Kardinäle und beginnt, arm wie er ist, in Paris Unterrichtsstunden zu geben und, nachdem er selbst vor dem glanzvollsten Auditorium Professor gewesen, von Grund auf Naturwissenschaften zu studiren. Dann treibt er Politik .... „Der Herr Staatsanwalt," meinte er, immer mit dem Lorgnon spielend, „hat Ihnen, meine Herren, viel über meine Vergangenheit gesagt. Ich bin alt und er konnte sich nicht aller meiner Vergehen erinnern. Meine erste Verurtheilung fällt in das Jahr 1815, ich danke sie den Jesuiten. Im Jahre 1815 wurde ich zum erstenmale zum Tode verurtheilt . . ."

Das Alles erzählte er ruhig, fast gleichgiltig, nur bei der Ziffer scheint er einen Augenblick leicht zu schwanken, etwa wie unsereiner schwanken würde, wenn man ihn früge, ob die Erste, der er den Hof gemacht, eine Blondine oder eine Brünette gewesen? Allein auch der Herr Staatsanwalt ist nicht mehr jung, und Herr Raspail versteht es, allerdings in der französischen Form, auch boshaft zu sein. Er erzählt von seinen Kämpfen gegen Louis Philipp. „Ich weißt nicht, ob mein Gedächtniß nicht trügt, Sie müssen's ja wissen, Herr Staatsanwalt, Sie waren damals Anwalt des Königs." Der Staatsanwalt betrachtete sehr andächtig das vor ihm stehende Tintenfaß. Der Geklagte erzählt dann von seiner Stellung in der Republik. „Hier kann ich mich kühn auf Ihre Zeugenschaft berufen, Herr Staatsanwalt, denn ich war Mitglied des Regierungsraths, der Sie über Ihr Ansuchen zum Prokurator der Republik ernannte." Der Herr Staatsanwalt macht jetzt schon eine Miene, als wollte er sich mit seiner rothen Robe in dem Tintenfasse verstecken. „Es kam das Kaiserreich. Ich litt wieder von dem Kaiser — von Ihrem Kaiser, Herr Staatsanwalt, dem Sie so treu gedient." Der blutigrotheste Demokrat konnte den Herrn Staatsanwalt in diesem Augenblicke nicht ohne das lebhafteste Mitleid betrachten. Auch der Angeklagte schien sich seiner zu erbarmen, denn er apostrophirt den Staatsanwalt nicht mehr bis zum Schlusse — „und nun, Herr Prokurator der Republik, formuliren Sie Ihren Strafantrag!" Was der Staatsanwalt auf alles das nun etwa fünf Minuten mehr röchelte als erwiderte, weiß wohl kein Mensch — er selbst sicherlich am wenigsten. Der Schluß ist, das Raspail Sohn zu fünf Monaten, Raspail Vater zu zwei Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt wird .... Das ist auch Demokratenschicksal!

Schreiben

des

theresianistischen Kronprätendenten Alfons von Asturien an seine exkönigliche Mutter Isabella.

Wien, Theresianum, in der 2. Woche des Karnevals 1874.

Ma chere maman!

Dein liebes Briefchen hat mich recht sehr erfreut — insbesondere die 500 Francs, die demselben beigeschlossen waren; weniger entzückt war ich von Deinem Befehl, mich jeden Augenblick zur Abreise bereit zu halten, weil, wie Du sagst, das spanische Volk mit douleurs auf mich wartet. Liebstes, tugendrosigstes Mütterchen! ich will ja recht gerne Deinen Wünschen willfahren, wenn's mich auch meinen jungen, in der schönsten schmerling'schen Entwicklung begriffenen Kopf kosten sollte; — aber, ich bitte Dich! laß' mich wenigstens noch über den Fasching hier, der heuer ohnehin ziemlich kurz ist und wo es in Wien gegenwärtig jedenfalls mehr Amusements gibt, als im Lande der Kastanien und Kastagnetten! Du, als welterfahrene Frau, wirst doch begreifen, daß mein jugendliches Herz brechen müßte, wenn ich den nächsten Ball bei der Fürstin Metternich nicht mitmachen könnte, zu dem Alles geladen ist, ist was Wien an europäischen Zelebritäten aufzuweisen hat: von Deinem Prinzen Alfonso angefangen, bis zum Komödianten Ernesto Rossi herab? Auch die Kostumefeste des Eislaufvereins sind sehr hübsch — insbesondere wenn kein intransigentes Thauwetter dazwischen tritt — und dann erst die exklusiv-aristokratischen Eislauffeste im Schwarzenberggarten! Wenn Du dies Alles selbst mitansehen würdest, Mamachen! würdest Du einsehen, daß meine Sehnsucht nach der guerillaüberschwemmten Heimath keine unbezwingliche ist. Jetzt gleich gehe ich auf keinen Fall fort, weil ich im „Neuen Wiener Blatt" gelesen habe, daß in Saladero ein Königsmörder entsprungen ist, dem ich gerade recht ins Messer rennen würde. Bevor sie diesen Teufelskerl Manuel Pastor nicht wieder auf Nummer Sicher haben, gehe ich keinen Schritt aus dem Theresianum. Auf keinen Fall, dies ist mein fester königlicher Wille—auf keinen Fall werde ich dem Rufe meines geliebten Volkes Folge leisten, bevor Du mir nicht den kleinen korsikanischen Maulesel schickest, den Du mir schon so lange versprochen hast!

„Lieb' Mütterchen! schicke mir nur recht fleißig Geld, da in Wien das Leben banditenhaft theuer ist. Schicke dafür lieber dem heil. Vater etwas weniger, der's ohnehin nicht so nöthig braucht, weil er nicht mehr tanzt und obendrein erst zu Weihnachten von den frommen Schafen in England und Amerika 1,300,000 Frcs. als Peterspfennig erhalten hat. Ich werde überhaupt im Gegensatz zu Dir und Castelar eine antipapistische Politik einschlagen, die Peterspfennige zu Gunsten des Kronschatzes konfisziren und mir dafür ein exquisites Sechsgespann von kleinen Muli sammt russischen Schlitten anschaffen — wenn in Spanien kein Schnee fällt, lasse ich auf den Straßen Salz aufstreuen — ich will dem störrigen Volke gleich damit zeigen, daß ich ein Herrscher bin, dem nicht einmal die Natur trotzen darf, vielweniger die Menschheit!

Viele Grüße an Donna Isabella und an Donna Maria, denen ich einige von mir erfundene Rebusse beilege, die sie wieder nicht errathen werden. Wenn sie die Rebusse wieder Erwarten lösen, bekommen sie als Preis sämmtliche Kotillonorden, die ich diesen Karneval als Siegesbeute heimtrage.

Deinem nächsten Geldbriefchen mit unwiderstehlichster Sehnsucht entgegenharrend, verbleibe ich Dein getreues Söhnchen

Alfonso I.,
legitimer Kövia von Spanien.

Hawai'sche Todtenklage.

Klag' erschallet tausendtönig, und es jammert Volk und Hof:
Lunalilo unser König, lebte, liebt' und starb im S——

Saus und Braus und lustig Leben um die Majestät nur gab's,
Und er trank den Saft der Reben und auch manchmal einen Schn——

Schnell den vollsten Becher leert' er, manche Kanne trank er stumm,
Und der Väter Sitten ehrt er und Sanct Alcohol und Rum.

Gierig schlürft' am klaren Quell er der dem dunklen Spund entquoll,
Und zu tief war ihm kein Keller, und kein Faß war ihm zu voll.

Der Regierungslast allmälig hat vergessen er beim Wein;
Zu den Sel'gen ist er selig—ach, zu früh! — gegangen ein.

Doch jetzt weilet er — o Wonne! — in der Zecher Paradies,
Wo noch heißer strahlt die Sonne als im Reiche Owaihi's —

Wo die Reben mächt'ger sprießen, wo die Traube feur'ger schwillt,
Und gebrannte Wasser fließen durch das lachende Gefild —

Wo in wilden Katarakten goldner Sect vom Felsen schäumt,
Und bei roth- und gelbgelackten Flaschen sanft der Zecher träumt —

Wo sich braune Mägdlein baden, hold umduftet von Absynth,
Wo in lustigen Cascaden Elixir des Lebens rinnt —

Wo an lichten Sternenfunken ew'gen Schlummerpunsch man braut,
Und das Auge wollusttrunken ew'ge Rebenhügel schaut —

Wo im himmlischen Asylo perlt der Götter „Monopol" —
Dort jetzt weilst du, Lunalilo! — Lunalilo lebe wohl!

Römische Geschichte.

(„Als die Römer frech geworden.")

Als kürzlich zu Ehren des berühmten Geschichtsschreibers Mommsen in Berlin ein Studenten-Commers gehalten wurde, sangen die Studiosen nachfolgendes urkomische Bummellied nach der Melodie „Als die Römer frech geworden."

„Freunde, hört, was ich berichte:
Mommsen's „Römische Geschichte"
Kam mir neulich in die Hand,
Hört, was Alles darin stand,
Es ist kaum zu glauben.

Wie der röm'sche Bürgermeister,
Serrius Tullius, glaub' ich, heißt er,
Gerade wie's geschicht auch jetzt,
Schuf ein Militärgesetz
Und 'ne große Landwehr.

Wie das Pumpen war gefährlich,
Weil das nexum sehr beschwerlich
Man verkaufte voller Grimm
Schonungslos trans Tiberim
Jeden faulen Pumper.

Wie die schlechte Zeit es brachte,
Daß die plebs 'nen Strike machte,
Zog's zu der Patricier Graus
Gleich mit Frau und Kind hinaus
Auf den röm'schen Krenzberg.

Wie einst durch die Schweiz gegangen
Ohne Bädeker und Stangen
Hannibal per Elephant,
Wo noch keine Bahn bestand
Und auch nicht gefegt war.

Wie der Socialdemocrate
Catilina dräut dem Staate
Und schon triumphirte froh,
Als der Lasker-Cicero
Schrecklich ihn verdonnert.

Dieses Alles steht zu lesen,
Ganz genau, wie es gewesen,
In dem Buch, das ich genannt,
Wem es noch nicht ist bekannt,
Mag es schleunigst lesen.

Ein Reportermeisterstück.

Der Referent eines Berliner Blattes sagt in seinem Referat über die vorgestrige Vorlesung des Dr. Bastian über die neueste Entdeckungsreisen in Centralafrika: „Zum Schluß gab der Vortragende noch interessante Andeutungen über die in den drei zu erforschenden Königreichen lebenden Völkerstämme, welche ihren König als von Gott selbst eingesetzt erachten. Es soll dort ein Volk der Zwerge leben, ein anderer Stamm soll vollständig unter dem Wasser oder doch in tiefem Moraste existiren, man wird dort auf die Schwanzmenschen stoßen, die auf Sesseln sitzen, die für den Rückenwirbelauswuchs eigens eine Vorrichtung haben. Es soll dort Leute mit so großen und schweren Köpfen geben, denen nachgesagt wird, daß sie sich allein nicht wieder erheben können, wenn sie einmal umgefallen sind, Rumpfmenschen, die ihre Nahrung durch Oeffnungen in den Schultern einnehmen, Menschen, deren Kleidung darin besteht, daß sie sich von den Hüften die Haut lösen und auf die Knie herabfallen lassen ꝛc. — Kurz, das ganze Centralafrika sei uns ein wunderbares Räthsel!" Noch wunderbarer ist aber ohne Zweifel das Räthsel eines solchen Berichts in einem Berliner Blatte.